

PALINEAS: AUFBRUCH

LESEPROBE

MARIO HACKEL



*****LESEPROBE*****

IMPRESSUM

Palineas
c/o AutorenServices.de
Birkenallee 24
36037 Fulda

1. Auflage
Copyright © 2024 Mario Hackel
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Mario Hackel
Bildmaterial & Zeichnungen: M.H.K.I.

ISBN: 979-8-3299-3759-6

*****LESEPROBE*****

PROLOG

Vor 100 Jahren.

Es war dunkel, und nur das Echo seines Holzstocks, der auf den polierten Stein klapperte, hallte durch den stillen Korridor, begleitet vom unregelmäßigen Tropfen fernen Wassers. Hier, tief unter der Erde in Eristrias magischstem Winkel, lösten sich die Gesetze der Oberwelt auf.

Alprey trat in eine Sphäre jenseits der Zeit. Mit einer gereizten Handbewegung strich sich der Magier eine Strähne seines schlohweißen Haares aus dem Gesicht. Die Bewegung warf Schatten in den kleinen Winkel, den eine leuchtende Kugel an der Spitze seines Stabes erhellte. Der Rest des Tunnels lag in tiefem Schwarz vor ihm, doch heute schien die Dunkelheit intensiver zu sein als sonst. Mit einem Kopfschütteln vertrieb Alprey die düsteren Gedanken aus seinem Kopf. Es waren wichtige Ereignisse und nicht wie sonst persönliche Gespräche, die ihn zwangen, den langen Weg zur Höhle auf sich zu nehmen. Dennoch gab es keinen Grund, sich von den Sorgen überwältigen zu lassen. Schon das Aufblitzen der ersten Kristalle zeigte ihm, dass sein Ziel bald erreicht war.

PROLOG

Er beschleunigte seine Schritte. Nur flüchtig erkannte er auf der glatten Steinoberfläche ein Zerrbild seiner selbst, einen für menschliche Verhältnisse erstaunlich großen Mann. Der Gang wurde immer breiter und mündete schließlich in eine Höhle – endlich hatte Alprey sein Ziel erreicht. Das Licht der Kugel an seinem Stab wurde von unzähligen Kristallen reflektiert, und der grelle Glanz schmerzte in seinen Augen. Er schwenkte den Stab ein wenig zur Seite. Jetzt fiel das Licht auf eine Klaue, die fast so lang war wie Alprey selbst. Er wurde bereits erwartet.

»Silkar, ich muss mit dir reden«, setzte er an, seine Stimme hallte in der Höhle wider.

»Der Dunkle...«

»Du musst ihn vernichten, Alprey!«, unterbrach ihn der Drache. Er beugte seinen Hals und sah dem Magier fest in die Augen.

Alprey zitterte und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht... Er hat immer zu dieser Welt gehört! Ihn zu vernichten hieße, das Gleichgewicht zu stören! Das solltest du besser als jeder andere wissen.«

»Wer ihn nicht aufhält, überlässt Eristria der Zerstörung«, sagte Silkar. Alprey legte die Fingerspitzen an die Schläfen. »Es muss einen anderen Weg geben. Es muss ihn geben!« Seine von unzähligen kleinen Fältchen umgebenen Augen suchten Silkars Blick, doch der Drache schüttelte nur den Kopf.

»Sag, wie lange hast du deine wahre Gestalt verborgen? Wann hast du das letzte Mal deine Flügel ausgebreitet und Eristria von oben betrachtet? Ist dir diese Menschenhülle schon so sehr ans Herz gewachsen, Roter?«

Der Magier schaute dem Drachen kurz irritiert in die Augen. Er ließ sich nicht auf die Frage ein. »Kannst du nicht ...?«

»Du weißt, dass ich dir nicht helfen kann. Alles, was ich dir anbieten kann, ist mein Rat, aber nicht meine Kraft. Selbst in dieser Situation kann ich keine Ausnahme machen ...«

Nach diesen Worten verstummte Silkar. Sein mittlerer Kopf ruhte auf dem kühlen Marmor des Hallenbodens und schaute den Magier mit einem Ausdruck tiefer, uralter Weisheit an. Seine beiden anderen Köpfe ruhten hoch über Alprey, die Augen geschlossen – der Drache konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gegenwart.

Alprey überlegte. Im Grunde hatte er Recht. Aber es war schwer, die Dunklen zu vernichten. Er und seine dämonische Seuche waren wie eine Flut – unaufhaltsam und alles auslöschend. Kein von Menschenhand geschaffenes Mittel konnte ihm etwas entgegensetzen. Nur Magie war dazu in der Lage. Und Alprey war einer der wenigen, die noch über so mächtige Magie verfügten.

Silkars Gegenwart beruhigte ihn wie immer und ließ ihn wieder klar denken. Minuten der Stille vergingen, nur Silkars Atem füllte den Raum wie fernes Meeresrauschen. Ein Tropfen Kondenswasser fiel Alprey auf den Kopf. In diesem Moment fasste der Magier einen Entschluss, der ihm fast undurchführbar erschien, der aber die einzige Lösung war. Vielleicht konnte er den Dunklen nicht vernichten, aber er war in der Lage, ihn zumindest aus Eristria zu verbannen.

Der Magier sah Silkar fest an und erkannte sein eigenes Gesicht in den riesigen silbernen Augen wie in einem Spiegel. Doch bevor er etwas sagen konnte, brummte Silkar: »Es ist keine gute Idee, Alprey, aber es scheint die einzige Möglichkeit zu sein. Weißt du, was dadurch geschehen kann?«

»Nur zum Teil«, antwortete Alprey wahrheitsgemäß. »Wie immer entzieht sich das Ganze den Sterblichen, und ich erfasse nur einen Teil ... Kannst du es mir sagen?«

Silkars Lachen hallte durch die Halle. »Oh, Alprey! Du weißt doch, dass ich das nicht kann! Du bist ein Magier. Aber vor allem bist du ein Drache! Und deshalb solltest du nur Zauber benutzen, deren Ergebnis du vorhersehen kannst. Ich kann dir nicht helfen.«

»Du bist doch der Weltendrache! Du kennst die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft!«

PROLOG

»Und unser Kodex verpflichtet mich, über die Zukunft zu schweigen. Nicht einmal Vanor darf sich hier einmischen.«

»Vanor? Als hätte ich nicht schon versucht, ihn zu erreichen. Aber leider ist er viel zu sehr damit beschäftigt, die unheilige Liaison unserer Geschwister zu überwachen.«

Die langen Hälse begannen sich zu bewegen und endeten außerhalb des Lichtkreises von Alpreys Stab in einem Körper aus glitzernden Schuppen. Silkar öffnete die Augen seiner anderen Köpfe, die auf Alprey herabblickten.

Der linke Kopf war rot, die Augen tief gebräunt; dieser kannte die Vergangenheit. Der rechte war schwarz wie die Nacht, seine halb geschlossenen Augen funkelten wie goldene Kugeln; dieser kannte die Zukunft und teilte dieses Wissen mit niemandem. Der weiße Kopf, der die Gegenwart sah, lag vor dem Magier auf dem Boden.

Was für ein wunderbares Geschöpf! Wären die Zeiten anders, hätte er Silkar stundenlang betrachten können. Wäre er nicht schon zu sehr in die Belange der Menschen verstrickt, würde er endlich wieder in seinen eigenen prächtigen Körper zurückkehren, dachte er sehnsüchtig. Der Magier seufzte tief und fragte: »Kannst du mir nicht weiterhelfen?«

»Bisher hast du die Geschehnisse des Lamerth auch allein sehr gut gelenkt. Ich kann dir sagen, dass dein Plan riskant ist. Er kann gelingen – aber du könntest auch ganz Eristria verdammen, wenn du scheiterst. Die Verantwortung liegt bei dir; sie lag immer bei dir. Entscheide selbst, was du für das Beste hältst.«

Alprey lächelte schief. »Ich werde es wagen müssen. Wenn ich es nicht täte, käme das einer Kapitulation ohne Gegenwehr gleich. Ich muss es wenigstens versuchen.«

Wieder schwiegen sie minutenlang, bis der Magier in der eisigen Luft zitterte. »Was wirst du nun tun, Silkar?«

Der schwarze Kopf senkte sich neben seinen weißen Nachbarn und sagte: »Ich werde mich in meine ewige Höhle zurückziehen und die Welt ihrem Schicksal überlassen. Ich kann nicht eingreifen, so sehr ich es möchte, aber deine Brüder und Schwestern können es. Und dir überlasse ich die Zukunft.«

»Aber du kannst den Lamerth nicht in die Klauen... Klauen dieser selbstsüchtigen und hochmütigen Drachen legen!« Allein der Gedanke, Eristria der Willkür gereizter Drachen zu überlassen, die sich selbst Götter nannten, jagte Alprey einen Schauer über den Rücken. Das war schon einmal geschehen. Und wozu hatte es geführt? Machtgier, Intrigen und zu diesem Krieg der Menschen gegen die Elfen. »Das wird böse enden, Silkar! Und selbst ich kann nicht überall sein ...« Alpreys Stimme versagte.

»Ich wünsche dir alles Glück dieser und der anderen Welt, mein Freund. Denn vergiss nicht, du bist der Hüter des Gleichgewichts, Roter!« Silkar hob beide Köpfe, lächelte dem Magier zu und verschwand in den glitzernden Tiefen seiner unterirdischen Behausung. Nur ein entferntes Kratzen von Schuppen auf Fels erinnerte an den gewaltigen Körper, der durch die steinernen Gänge kroch, bis dieses Geräusch verstummte.

Alprey wandte sich mit gebeugten Schultern um und schlurfte durch den Tunnel, der ihn wieder ans Tageslicht führen würde.

* * *

Zurück in seinem Arbeitszimmer, wo seine geliebten Bücher auf ihn warteten, ließ sich Alprey mit einem Seufzer in den weichen Sessel sinken. »Es wird schwer sein, gegen den Dunklen zu bestehen, selbst wenn ich unsterblich bin. Wären meine Geschwister nicht so mit sich selbst beschäftigt, hätte ich starke Verbündete und müsste nicht allein gegen die Düsterteit kämpfen ...«

Alprey sprang auf, unfähig, still zu sitzen, und lief unruhig durch den Raum. Wie waren die Dunklen überhaupt in unsere Welt gekommen?

PROLOG

Ein kleiner Teil war schon immer da gewesen, wichtig für das Gleichgewicht der Welt, schließlich war da noch Kharell. Aber die magischen Tore waren doch immer versiegelt, sodass die Dunklen sich nicht aus ihrer Höllenwelt befreien und an die Oberfläche kommen konnten! Nur dunkle, mächtige Magie wäre in der Lage, diese Tore zurückzuholen und zu öffnen. Ein so einflussreicher Magier wäre weder mir noch Silkar verborgen geblieben. Doch da war einer. Dieser Junge, Laron. Seine Macht war erstaunlich hervorgetreten, nachdem er das schreckliche Abschlagen seiner Eltern miterleben musste. Wo war er jetzt... Wer war er jetzt... Ranlarian... Alprey schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Zeit zum Nachdenken, wichtigere Angelegenheiten haben Vorrang. Mit etwas Glück kann ich den Dunklen und seine Dämonen aufhalten, aber dazu bedarf es einiger Vorbereitungen – und ich darf meine Geschwister nicht vergessen. Wenn sie mir in die Quere kommen, scheitern alle möglichen Pläne ...«

Er sah aus dem Fenster. Dicke schwarze Wolken schienen den Himmel zu bedecken, aber Alprey wusste, dass es der Rauch unzähliger brennender Dörfer war. Während er da saß und nachdachte, starben dort unten Menschen und Elfen. Menschen, über die er zu wachen hatte. Elfen, die ... Schnell schüttelte er den Gedanken ab.

»Ich habe einst geschworen, ihnen zu helfen – und dieses Versprechen werde ich halten!«

Der Magier straffte die Schultern, in seinen Augen blitzte es hart auf. Alprey atmte tief durch und schob alle Gedanken beiseite. Sie waren nur hinderlich, wenn er mit den dunklen Geistern der Weldhra sprechen wollte.

Ein kalter Schauer überlief ihn, als er an sie dachte. Er war von ihnen abhängig, brauchte ihre Hilfe, hier und jetzt.

Der Magier schloss die Augen, suchte und befreite die Magie in seinem Inneren. Sofort wahrte er die Aura der Wesen, die an ihm zogen und zerrten und höhnisch lachten. Lange, schleimige Glieder griffen nach ihm. Er wehrte sie unwirsch ab. Modriger Geruch erfüllte den Raum

und eisige Kälte kroch durch Alpreys Kleidung. Er biss die Zähne zusammen.

»Wir wissen, was du willst, roter Drache«, flüsterten sie, beleidigt von seiner Reaktion. »Du willst, dass wir gegen unsere Natur handeln und uns nicht in deine Magie einmischen ... Aber weißt du, was wir wollen?« Das Murmeln wurde lauter und nahm einen gebieterischen Ton an. »Gib uns die dunkle Seite deiner Seele ... So schön, so machtvoll ...«

Alprey erstarrte. Was hatten sie sich nur dabei gedacht? Noch nie hatte er die Mächte so unverschämt erlebt. Die Welt musste von dunkler Magie durchdrungen sein, wenn sie so dreist sein konnten. Unmöglich, was sie verlangten. Seine Seele zu teilen ... Es war machbar, aber die alten Schriften warnten vor schwerwiegenden Folgen, von denen Gedächtnisverlust und Identitätswechsel die geringsten waren. Nein, so leicht wollte er nicht nachgeben.

»Der Preis ist zu hoch«, rief er.

»Gut« entgegneten sie boshaft, »wenn du nicht willst ... Wir brauchen dich nicht ... Und wie heißt es so schön? Handle nie mit dem Schicksal, denn du wirst immer verlieren.«

Ihre nebelhaften Schatten verschmolzen langsam wieder mit dem Hintergrund. Vor seinem inneren Auge sah er ihre Umrisse, abstoßende Gestalten aus tiefem, lichtschluckendem Schwarz. Wenn sie der Finsternis halfen, war alles verloren. Aber er konnte ihnen nicht ein Stück seiner Seele geben! War es das wert, die Welt zu retten?

Vor seinem inneren Auge tauchte das Bild brennender Dörfer auf. Beißender Rauch. Tödliche Hitze. Schreiende Bauern, verstümmelte Körper – und über all dem höllischen Lärm, kalt und schneidend, das Lachen der Dämonen.

»Nein! Warte!«, rief er. Etwas in ihm weigerte sich immer noch, die folgenden Worte auszusprechen. Aber er konnte nicht anders. »Für

PROLOG

Eristria gebe ich euch, was ihr verlangt.« Sofort kamen sie zurück, kichernd, geifernd. Er verspürte ihre Erregung am ganzen Körper.

»Gib es uns«, zischten sie gierig. Blinde Augen starrten ihn voller Verlangen an. Schweren Herzens teilte Alprey seine Seele, sammelte alles Böse in ihr, sah zu, wie sie immer abstoßender wurde, bis sie wie ein Schatten aus seinem Kopf verschwand.

»Ah ... gut. Wir werden dem Dunklen nicht helfen, wir schwören es!«

»Dann haltet euch zurück!«, schrie Alprey und riss die Augen auf. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und für einen Moment wurden alle Geräusche vom Rauschen seines Blutes übertönt. Hatte er das wirklich getan? Hatte er gerade seine Seele zerrissen? Angst stieg in ihm auf. Was war er doch für ein Narr! Eine innere Stimme sagte ihm, dass er diesen Fehler bitter bereuen würde ... Aber für den Augenblick hatte er richtig gehandelt. Jetzt konnte er endlich seinen Plan in die Tat umsetzen.

Alles um ihn herum war dunkel, die Mächte löschten mit ihrer Gegenwart alles Licht aus. Der Geruch verlöschender Kerzen hing in der Luft. Zitternd zeichneten Alpreys Finger eine Flamme in die Luft, und zögernd erwachten die Kerzen zu neuem Leben. Jetzt konnte er in aller Ruhe den Zauber sprechen.

Er nahm ein Kästchen aus dunklem Holz. In den Deckel legte er ein sechseckiges silbernes Amulett des Lichts, das die gewaltigen Kräfte der Dunkelheit abwehren sollte. Dann legte er eine rote Glasperle in die Truhe. Er stellte die Truhe in die Mitte des magischen Kreises, der mit Kohle auf den Boden gezeichnet war, und nahm darin Platz.

Alprey atmete tief durch. Er durfte keine Angst haben. Furcht oder Unsicherheit würden die Macht des Dunklen stärker machen, denn davon lebte er. Wenn sein Plan aufging, würde die Präsenz des Dunklen in dieser Welt erscheinen und er würde ihn in die Perle bannen.

Der Magier richtete seinen Blick fest auf das Kästchen. Dann begann er zu sprechen. Ein tiefer Singsang entrang sich seiner Kehle, und rote Blitze zuckten über die kleine Truhe. Die Luft wurde dick und schmeckte modrig, als käme sie direkt aus einer schwefelgeschwängerten Gruft.

Der Magier spürte sofort die Anwesenheit des Dunklen – ein intensives Ziehen in seinem Kopf. Eine dunkle Stimme lachte und sagte ihm, dass er nicht gewinnen könne. Wie sehr er auch kämpfe, er werde verlieren. Andere Stimmen stimmten in das Gelächter ein.

Alprey stand der Schweiß auf der Stirn. Er hatte die Hoffnung, dass er in der Lage sein würde, sich mit dem Dunklen zu messen. Doch schon der Versuch scheiterte. Der Dunkle bemerkte den Angriff und warf Alprey mit Leichtigkeit zurück. Die Wucht des Schlages war so groß, dass der Magier nur mit Mühe seine Position im magischen Kreis halten konnte. Sein Kopf schmerzte, als würden alle Dämonen der Welt auf einen Kessel in seinem Inneren einschlagen. Das Ziehen zwischen seinen Ohren trieb ihm die Tränen in die Augen.

Er wollte ihn nicht töten, noch nicht. Er glaubte, dass er keine Gefahr darstellte ... Auch wenn Alprey es nicht wahrhaben wollte, der Dunkle spielte mit ihm – und er war sich nicht sicher, wie lange er dieses Spiel überleben würde. Doch Alprey gab nicht auf. Der Eid, den er den Menschen geschworen hatte, hielt ihn auf den Beinen.

»Sei kein Narr, Roter«, sagte eine dunkle Stimme in seinem Kopf. Ein Hauch von Asche, Zerstörung und Tod lag in ihren Worten. »Du glaubst, du tust der Welt einen Gefallen, aber du irrst dich! Dein Freund hatte Recht, weißt du? Ohne mich wird die Welt im Chaos versinken, denn das Gleichgewicht wird nicht mehr bestehen. Ich bewache Tore zu Welten, aus denen Schlimmeres als der Tod herauskommen könnte, wenn ich nicht wäre! Willst du diese Wesen in diese Welt lassen?«

»Lügner!«, keuchte Alprey. Während er sprach, legte er Stück für Stück ein Netz über den Dunklen. Er konnte sehen, wie die Fäden

PROLOG

weißer Magie hauchdünn über ihm schwebten. Der Dunkle durfte es nicht bemerken – Alprey musste ihn unbedingt ablenken. Mit vor Wut und Angst zitternder Stimme rief er: »Du bist für all dieses Unheil verantwortlich! Du sammelst Heere des Bösen um dich und zerstörst und plünderst!«

»Falsch und wahr zugleich. Ich bin das Böse. Aber die Welt will mich, sie braucht mich, und du weißt es. Ich war immer und werde immer sein. Wie willst du das ändern, Alprey? Dass ich die Welt heimsuche, sie aber gleichzeitig vor viel schlimmeren Dingen beschütze?«

Alprey wimmerte. Die Pose, breitbeinig und mit erhobenen Armen, zehrte an seinen Kräften. Seine Hände zitterten vor Anstrengung. Sein Körper schwankte und offenbarte undeutlich seine wahre Gestalt, die eines roten Drachen. Aber der Zauber war fast vollbracht, und seine menschliche Gestalt hatte sich wieder gefestigt. Keuchend sprach er den Zauberspruch, der das Netz im Boden verankerte.

Zu spät bemerkte der Dunkle die Falle. Knurrend sprang er gegen die zarten Fäden. Doch wo er die Fäden berührte, zischte und dampfte es. Brüllend vor Wut und Schmerz sprang er zurück, die verletzten Hände abwehrend ausgestreckt. Er war gefangen, aber Alprey hatte keine Ahnung, wie lange seine Magie seinen Kräften standhalten würde. Der Magier sammelte seine letzten Kräfte und drückte den gewebten Deckel zu Boden. Panisch stemmte sich der Dunkle dagegen. In seiner Wut stieß er sinnlose Flüche gegen ihn aus. Knisternde Feuerbälle zischten an ihm vorbei und sprühten Funken an die Wand. Schließlich verfangen sich seine Arme in den Maschen. Immer kleiner wurde das Netz und mit ihm der Dunkle. Ein letzter dämonischer Schrei, dann verschwand er im Kasten und wurde in die Glasperle gepresst.

Es gab einen gewaltigen Lichtblitz, so grell, dass er selbst durch Alpreys geschlossene Augenlider drang und weiße Punkte sein Sichtfeld vernebelten. Alle Fensterscheiben zersprangen, ein kalter Wind strich über seine Haut und ließ ihn frösteln. Als er rückwärts aus dem Kreis trat, hörte er Glas unter seinen Füßen knirschen. Splitter mussten

ihn unbemerkt gestreift haben, denn etwas Warmes rann ihm über das Gesicht. Erstaunt erkannte Alprey, dass es sein eigenes Blut war.

Der Magier heilte seine Wunden im Stehen, auch wenn es lange dauerte. Sein Alter empfand er selten als störend, denn es gehörte zum Leben, alt zu werden. Aber es fiel ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren. Früher, so dachte er traurig, hatte ihn das Zaubern nicht so erschöpft wie jetzt. Dass auch seine magischen Kräfte nachließen, beunruhigte ihn mehr, als er zugeben wollte.

Es war dunkel, die Kerzen waren heruntergebrannt. Alprey nahm all seine Kraft zusammen und trat in den Kreis. Blaue Blitze zuckten um sein rotes Gewand, als er durch den zähen Nebel watete. Er erreichte die Mitte und schloss den Deckel der Kiste.

Doch mit dem Zuklappen des Deckels drehte sich die Zeit. Heute wurde zu gestern, wurde zu morgen. Licht vermischte sich erneut mit Dunkelheit und wurde zu Grau. Grau starb, wurde neu geboren und teilte sich wieder...

Erschöpft wankte Alprey zu seinem Stuhl zurück und ließ sich schwerfällig darauf fallen. Er war so ausgelaugt, dass er nicht einmal den Zauberkreis auflösen konnte. Nur kurz ausruhen, dachte er und streckte die Beine aus.

TEIL EINS

TRÄUME UND DÄMONEN

KAPITEL I

PALINEAS

*»Ein Kind mit der Macht des Lichtes wird geboren,
das alle Völker vereint.*

*Es wird das Gleichgewicht wiederherstellen,
um das Dunkel endgültig zu binden.«*

Erzmagier Ranlarian

Solace. 100 Jahre später.

Der Tag war warm und trocken, obwohl die Sonne sich hinter Wolken verbarg. Unzählige Fliegen schwebten über der stillen Wasseroberfläche. Pali kauerte am Ufer, die Zehen im kühlen Nass des Flusses, und fixierte die glitzernde Oberfläche. Hin und wieder durchbrach ein schnappender Fisch das silberne Wasser, den Pali lieber an seiner Angel gesehen hätte.

Plötzlich schoss ein Vogel aus dem Geäst, huschte wie ein Schatten durch die Fliegenschwärme und verschwand wieder in den riesigen Bäumen, die den Fluss säumten. Nördlich von Solace war der Wald nahezu unberührt; abgesehen von einigen Trappern, Jägern oder Waldläufern gab es nur wenige Siedler. Die meisten waren nicht freiwillig hier, sondern verbargen sich vor den Sylmaer. Pali dachte oft darüber

nach, was diese Menschen wohl erlebt haben mussten, um hierher zu fliehen.

Der Wald könnte Hunderte von ihnen verschlingen, und niemand würde sie je wiederfinden. Weiter im Norden, am Fuße der Derwaki-Berge, erstreckten sich größere Siedlungen. Dort besaßen die Bauern ausgedehnte Höfe, und die Tierzucht fiel leichter als in den dichten Wäldern von Eristria. Die Mehrheit der ansässigen Farmer waren Menschen; nur wenige Elfen hielten sich dort noch auf.

Pali wuchs in Solace auf, einer kleinen Händlerstadt in Lamerth. Seine Eltern, Rahvik und Gilesia, führten das Gasthaus »Rasender Eber«. Die Stadt entstand kurz nach dem Ende der großen Magie-Seuchenkriege auf den Ruinen einer alten Elfenstadt. Es war eines der Gebiete, die die Elfen verlassen hatten und das seitdem als ein »Reservat« für die vertriebenen Menschen galt. Heute beherbergt Lamerth Familien aus den unterschiedlichsten Gegenden des Kontinents.

Pali war ein Träumer. Das Leben in Solace, weit entfernt von den großen Städten, kam ihm fade und eintönig vor. Aufgewachsen mit Geschichten über Ritter und Zauberer, mit Legenden aus der Zeit vor den Seuchen-Konflikten, blühte seine Fantasie in der Stille des Waldes und im geschäftigen Treiben des elterlichen Wirtshauses auf. Er war wissbegierig und lernte schnell – zu schnell für das einfache Leben eines Wirts.

Bücher waren in Solace eine Seltenheit, doch Rahvik hatte einige alte Bände aus längst vergangenen Zeiten aufgetrieben. Sie sprachen von Magie, von der Macht der Elemente und von Wesen, die jenseits der menschlichen Vorstellungskraft existierten. Pali verschlang diese Bücher gierig, las in den Nächten unter dem Dachfenster, bis die Sterne verblichen. In seinen Träumen spannen sich Bilder einer Welt, die über das Sichtbare hinausging, eines Lebens voller Abenteuer und Mysterien. Doch die Realität in Solace schmeckte nach Monotonie; er sehnte sich nach mehr als dem immer gleichen Rhythmus des Ortes.

In seiner ganzen Kindheit hatte Pali Solace nur ein einziges Mal verlassen. Aufregung, Gefahren oder Neuigkeiten waren ihm fremd, und Nachrichten aus der Hauptstadt Limarh erreichten ihn stets verspätet.

Diese Sehnsucht nach dem Unbekannten war vielleicht voreingenommen, geprägt von seiner einzigen Reise vor zwei Jahren, als er mit zwölf Jahren zusammen mit seinem Vater Rahvik nach Hafirth gefahren war. Ihr Ziel: der Kauf eines Metallabzugs von einem Zwerghandwerker, der den Kamin im Gasthaus effizienter machen sollte. Weniger Holzverbrauch bedeutete weniger Arbeit, und weniger Arbeit war genau das, was Pali gefiel.

In Hafirth war alles größer, wilder und fantastischer, als Pali es sich je hätte träumen lassen. Hunderte von Schiffen füllten den Hafen, tausende von Ständen säumten den Markt, und zehntausende Menschen wimmelten auf den Straßen. Jenseits der Stadt breitete sich das endlose Meer aus – ein imposanter Anblick, der den Eindruck erweckte, als hätte die große Säuberung nach den magischen Seuchenkriegen nie stattgefunden.

In Hafirth verlor Pali seine Unschuld. Er begegnete einer jungen Dame, die fasziniert seinen Geschichten lauschte und seine Erzählungen für fesselnd hielt, obwohl er nur ein wenig übertrieb. Sie schleppte ihn verzückt in eine kleine Dachkammer, und nach einer anstrengenden Nacht, in der ihre Begeisterung nicht nachließ, leerte sie geschickt seine Taschen und verschwand spurlos.

Oft träumte Pali von Hafirth zurück, von den imposanten Gebäuden und dem riesigen, lebendigen Marktplatz. Hafirth war wirklich eine Stadt, die lebte. Doch sein Vater hatte das Geschäft nach wenigen Tagen abgeschlossen, und sie kehrten bald nach Solace zurück, weit entfernt von allem, was Pali faszinierte.

Der Wind trug den Geruch von feuchter Erde und altem Laub herüber, als Pali am Ufer des stillen Flusses saß. Um ihn herum entfaltete sich ein Konzert von Farben und Geräuschen: das satte Grün der Bäume, das helle Glitzern des Wassers, das Zwitschern der Vögel und das gele-

gentliche Platschen eines Fisches, der ein unvorsichtiges Insekt erbeutete.

Mit Bedacht hatte er diese Stelle am Fluss ausgewählt, etwas abseits von Solace, wo die Natur unberührt und die Fische weniger scheu waren. Seine Angel lehnte untätig neben ihm, die Schnur hing lässig im Wasser, bereit für den Tanz eines unerwarteten Fangs. Pali ließ seine Gedanken schweifen. Sein Blick glitt zur gegenüberliegenden Flussseite, wo die Bäume dichter standen und das Unterholz fast undurchdringlich wirkte. Er malte sich aus, wie es wäre, durch diese Wälder zu streifen und Abenteuer zu erleben, die sein bisheriges Leben in den Schatten stellen würden.

Die Menschen in Solace waren freundlich, doch sie lebten ein einfaches, magieloses Leben. Sie kannten nicht die Geschichten und Legenden, die Pali so faszinierten – Geschichten von Helden und Drachen, von schwarzer Magie und tapferen Kriegerinnen.

Ein leises Knacken ließ ihn aufhorchen. Er drehte sich um und spähte in den Wald. War es nur ein Tier, oder lauerte dort etwas anderes? Kopfschüttelnd schob er den Gedanken beiseite – seine Einbildung spielte ihm wohl einen Streich.

Pali wandte sich wieder dem Wasser zu und betrachtete sein Spiegelbild. Die wild abstehenden Haare bildeten einen dunklen Kranz um sein schmales Gesicht. Er strich sich eine Strähne aus der Stirn und erinnerte sich daran, wie seine Mutter ihn heute Morgen ermahnt hatte: »Du könntest dir mal die Haare kämmen.«

In diesem Moment spürte Pali einen plötzlichen Zug an der Angelschnur. Reflexartig griff er nach der Rute und begann, mit geschickten Bewegungen die Schnur einzuziehen. Sein Herz schlug schneller, erfüllt von der Erwartung des bevorstehenden Kampfes mit dem Fisch.

Doch der Fisch erwies sich als stärker als erwartet. Ein großer Barsch, vielleicht sogar ein junger Lachs? Pali konnte es nur vermuten.

Der Fisch zog nun stärker an seiner Angel. Pali stand aufrecht, beide Hände fest um den Griff der Angelrute geklammert, während seine Augen jede Bewegung des Fisches unter Wasser verfolgten.

Eine Welle der Anstrengung überkam ihn – er musste diesen Fisch fangen! Mit letzter Kraft hob er das Tier aus dem Wasser.

Da war es: Das Flattern des Fisches in der Luft klang in seinen Ohren wie Musik. Doch plötzlich riss die Schnur. Der Fisch platschte zurück ins Wasser und verschwand mit einem triumphierenden Schwanzschlag in der Tiefe.

Schwer atmend starrte Pali auf das leere Ende der Angelschnur. Langsam breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus; trotz des Verlustes empfand er eine seltsame Freude über den erlebten Nervenkitzel.

...

...

Pali erreichte den Marktplatz von Solace, der schon seit früh am Morgen lebendig war. Händler und Bauern priesen lautstark ihre Waren an, und der verführerische Duft von frisch gebackenem Brot und gebratenem Fleisch durchzog die Luft. Doch der Eimer in seiner Hand erinnerte ihn daran, dass sein Weg direkt zum »Rasenden Eber« führen sollte. Bevor er jedoch den Platz vor dem Gasthaus erreichte, drang ein lauter Tumult an sein Ohr. Als er näher kam, sah er die Menschenmenge, die sich dicht gedrängt auf der Straße versammelt hatte.

Er hielt inne, das Herz klopfte schneller. Was war los? Neugierig, aber auch besorgt, drängte er sich durch die Menge, um zu sehen, was die Aufregung verursacht hatte.

Die Stimmung unter den Bürgern von Solace schwankte unheimlich zwischen Furcht und Faszination. Sie standen laut diskutierend um ein mysteriöses Objekt herum, das aus der Ferne noch nicht zu erkennen war. Erst als Pali sich durch die Menge drängte, wurde ihm klar, dass es sich um ein gigantisches Tor aus grauem Stein handelte. Es schien,

als wäre es direkt aus dem Boden gewachsen, was die vielen kleinen Risse im Pflaster um es herum bestätigten. Das Tor bestand aus zwei halbrunden Flügeln, überwölbt von einem Bogen, der mit unerkennbaren Symbolen verziert war. Ein massiver steinerner Riegel schloss die Flügel.

»Was ist das?«, fragte Pali seinen Vater verunsichert, während er sich umsah. Die Gesichter um ihn herum waren ratlos, einige blickten ihn direkt an, andere starrten weiterhin auf das Tor, das scheinbar aus dem Nichts erschienen war. Es stand makellos und imposant da, nur bei genauem Hinsehen waren leichte Spuren von Unreinheiten erkennbar. Winzige Eiskristalle bedeckten das Tor, und ein feiner Nebel begann es langsam in einen gespenstischen Dunst zu hüllen.

»Ich wollte Norald, der wie immer betrunken war, den Ausgang zeigen, und da stand es«, erklärte Rahvik.

»Das ist ein Zeichen der alten Götter«, lallte Norald, während er mühsam seine Balance hielt. »Sie wollen, dass wir zu ihnen kommen.«

»Die alten Götter? Quatsch, als ob die sich je um uns gekümmert hätten«, entgegnete eine alte Frau mit schlohweißem Haar, während sie das Tor misstrauisch beäugte.

Ein Mann mit tiefen Falten im Gesicht trat vor und betrachtete das Tor mit skeptischem Blick. Seine runzligen Hände fuhr über die Schnörkel und Kanten des Bogens. »Das ist nicht von dieser Welt«, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu den anderen.

»Das ist ein Tor«, wies jemand aus der Menge auf das Offensichtliche hin.

»Dann geh und öffne es«, rief ein anderer Bewohner von Solace herausfordernd.

Heftige Diskussionen entbrannten, und einige mutige Seelen näherten sich dem Tor, um es genauer zu untersuchen. »Lasst uns versuchen, ob wir es öffnen können«, schlug ein Mann in einer Lederschürze vor.

»Warte!«, rief Rahvik aus. »Wenn es einfach so aufgetaucht ist, muss es magischen Ursprungs sein. Jeder hier sollte wissen, was das bedeutet. Es wird nicht lange dauern, bis die Sylmaer hier auftauchen.«

Ein lautes Gemurmel breitete sich aus, und besorgte Blicke richteten sich auf Rahvik.

»Dann hole ich ein paar Eisenhämmer, und wir zerstören es«, rief Toralf, die Sorgenfalten auf seiner Stirn tief eingepägt. Er verschwand eiligen Schrittes, um Werkzeug aus seiner Schmiede zu holen.

Pali stand da, die kalte Luft verwandelte seinen Atem in kleine Wölkchen. Das Tor zog ihn unweigerlich an, seine grauen Steine schienen nahtlos und perfekt zusammengefügt zu sein. Als seine Finger die rauen Oberflächen der Flügel berührten, brach das Sonnenlicht durch die Wolken und ließ die seltsamen Zeichen auf dem Bogen aufleuchten und verblassen, als würden sie in einer alten, vergessenen Sprache flüstern.

Pali lauschte den Wortfetzen, während er das Treiben beobachtete. Einige Kinder hatten sich vorsichtig dem Tor genähert und berührten es neugierig mit spitzen Fingern. Die Oberfläche war eiskalt, das spürte auch Pali.

Sein Vater Rahvik stand nachdenklich neben ihm. »Wir sollten vorsichtig sein«, murmelte er. »Nicht alles Unbekannte ist gut.«

Trotz der Warnung seines Vaters konnte Pali nicht widerstehen. Er trat näher heran und legte seine Hand auf einen besonders kalten Stein am Boden. Ein leises Summen ertönte von dem Tor – vielleicht nur eingebildet? Seine Haut prickelte an der Berührungsstelle.

»Weg da!«, rief Rahvik unruhig und zog ihn zurück. Die Umstehenden hielten inne, blickten mit einer Mischung aus Sorge, Neugier und Angst auf Pali.

»Du solltest nicht... Es könnte gefährlich sein«, flüsterte Rahvik ihm zu.

Die Gespräche unter den Dorfbewohnern flammten wieder auf. Theorien und Aberglaube vermischten sich zu einem wogenden Klangteppich aus Sorge und Spekulation.

»Ich sage euch, das ist ein Omen«, rief jemand laut in die Menge.

»Wenn das so ist«, sagte der alte Mann mit ernster Stimme, »dann sollten wir herausfinden, ob es ein gutes oder ein schlechtes Omen ist. Wo bleibt Toralf mit dem Hammer?«

Aber Pali fühlte etwas anderes – eine unnatürliche Verbindung zu dem Tor. Lag es an dessen magischem Ursprung? War dieses Tor speziell für ihn erschienen?

Er wich zurück in die Menge und sah auf seine Hand. Keine sichtbaren Spuren der Berührung, kein Schmutz, kein Staub – nur ein nachlassendes Kribbeln.

Plötzlich überkam ihn erneut der Drang, zum Tor zurückzukehren. Mit langsamen Schritten näherte er sich wieder. Kälte umklammerte ihn, und seine Sicht schwamm. Die Symbole auf dem Bogen begannen vor seinen Augen zu tanzen, als flüsterten sie in einer alten, nur ihm verständlichen Sprache. Sein Herz schlug wie wild, ein verzweifelter Trommelschlag gegen die eisige Stille, die ihn zu verschlingen drohte.

Ein kaltes, blendend weißes Licht strömte plötzlich aus dem Tor, umhüllte Pali und begann, seine Arme hinabzufließen. Das Licht breitete sich über seine Hände aus und tauchte sie in einen schimmernden weißen Schein. Das Tor selbst begann zu zittern und zu pulsieren, als würde es mit Palis Anwesenheit vibrieren.

Fast atemlos stand Pali da, unfähig sich zu bewegen, während er nur undeutlich die Schreie der Dorfbewohner und die verzweifelten Rufe seines Vaters wahrnahm.

Er kämpfte darum, bei Bewusstsein zu bleiben, doch der Schmerz überwältigte ihn. Wie von einer unsichtbaren Kraft gezogen, wurde er tiefer in das Tor hineingezogen und versank in eine undurchdringliche Schwärze.

* * *

In den tiefsten, dunkelsten Stunden der Nacht, als die Sterne hinter dichten Wolken verschwanden und der Mond seine Wache aufgab, erwachte Pali auf einem Hügel, der einer vergessenen Welt zu entstammen schien. Die Luft war erfüllt von einem Geruch nach Verwesung und Tod, so schwer und durchdringend, dass er ihm den Atem raubte. Pali hustete, seine Lunge rebellierte gegen den fauligen Geruch. Er lag im trockenen Gras auf dem Rücken, während kalte Nebelschwaden über den Boden krochen wie bleiche Schlangen auf der Jagd. Das Licht war so gedämpft, dass die Umgebung nur noch ein Schatten unter einer erdrückenden Decke aus Dunkelheit war. Der Dunst schien seine Ängste zu nähren, während schemenhafte Gestalten um ihn herumtanzen.

Die Stille der Nacht wirkte bedrohlich, und er fühlte sich verlassen in dieser ungewissen Welt. Langsam erhob sich Pali und wischte sich den feuchten Schmutz von der Kleidung.

Wo war er nur gelandet?

Aus dem dichten Nebel trat eine Gestalt hervor, gekleidet in einen Umhang aus tiefer Schwärze, der jedes Licht zu verschlucken schien.

»Ich rieche Magie«, erklang eine Stimme aus der Dunkelheit, die an das Gurgeln eines Sumpfes erinnerte.

Pali starrte den Verhüllten an und kämpfte vergeblich gegen seine wachsende Angst an. »Wo bin ich hier?«, fragte er mit zitternder Stimme.

Der Umhang des Wesens floss wie lebendige Schwärze herab, das Mondlicht und sogar der silberne Nebel schienen es zu meiden. Die Gestalt stand regungslos da, doch ihre Anwesenheit lastete auf Pali wie ein Berg von Schatten.

»Wer seid ihr, und was wollt ihr von mir?«, fügte Pali hinzu, seine Worte stärker als sein Mut. Die Gestalt flößte ihm Furcht ein, und der

Gestank, der von Sekunde zu Sekunde widerlicher wurde, war eine Qual für seine Sinne.

»Wo? Palineas. Du erkennst es nicht, nicht wahr? Ich habe gewartet, um dich zu betrachten.« Die Stimme war schleimig, blubbernd und ekelerregend, eine perfekte Entsprechung zu dem fauligen Geruch, der von der Gestalt ausging.

»Was?« Pali schluckte schwer, sein Herz schlug wild. Der Name, den dieser Fremde aussprach, war ein Omen, das eine dunkle Vorahnung in ihm weckte.

Der Umhang der Gestalt rührte sich nicht, als wäre er aus einem schweren, klebrigen Material, das am Körper haftete. Die Vorstellung, dass der Kerl sich nicht wusch und der Umhang an ihm klebte, war alles andere als beruhigend. Alles an dieser Figur, von ihrem Aussehen bis zu ihrer Stimme, wirkte unwirklich, gespenstisch und doch von beängstigender Klarheit. Eine dumpfe Aura der Angst umgab die Schwärze, in der die Gestalt badete.

»Du bist zu Hause, Palineas. Zu Hause, kleiner Magier, in einem Spiel, das du noch nicht verstehst, von dem du noch nichts ahnst.« Die Worte der Gestalt schienen mehr ein Selbstgespräch als eine Unterhaltung mit Pali zu sein.

»Zu Hause? Palineas? Warum nennt ihr mich Magier, wisst ihr nicht...?«

Panisch blickte er sich um. Alles in ihm schrie nach Flucht, doch er war wie gelähmt, unfähig sich zu bewegen. Die Gestalt bedrohte ihn nicht offen, aber warum nannte sie ihn Palineas und Magier? Das Wort 'unheimlich' war das einzige, das seinem Gefühl auch nur annähernd gerecht wurde. War es der stechende Geruch? Die grässliche Stimme? Es musste ein Mensch sein... es musste, dachte er verzweifelt.

Seine Arme juckten fürchterlich. „Versuch nicht zu verstehen“, schienen die Augen unter der Kapuze zu sagen, dunkel und glänzend,

aber nicht menschlich. „Versuch nicht, dich zu wehren, kleiner Magier. Gib dich mir hin, hier und jetzt. Alles wird gut.“

Der Umhang des Wesens wogte, als würde es lachen, doch stattdessen hörte man nur das Blubbern von Blasen, die in einem Sumpf aufsteigen.

Pali starrte ungläubig auf die Gestalt und griff nach der Kapuze, hoffend, ein Gesicht zu enthüllen. Doch da war nichts – die Kapuze wich zurück, verschmolz in die Schwärze, als wäre sie Teil eines lebendigen Schattens, kein Kleidungsstück, sondern ein Körperteil eines Dämons. Kein Gesicht, kein Kopf, nur ein wogender, wimmelnder Haufen aus Maden und Würmern, der keinen festen Kern zu haben schien.

Die Maden schienen der Dämon selbst zu sein, der Körper eine Illusion aus beweglicher, fauliger Verwesung. Das Gleiten der Körper, das Knacken ihrer Chitinhüllen, das leise Ticken der winzigen Larvenkiefer füllten die Luft mit einem dumpfen, ekelhaften Geräusch.

Pali spürte, wie der Gestank seine Sinne überwältigte, doch als er die Hand sinken ließ, wurde ihm plötzlich unerklärlich heiß.

Instinktiv griff er in die Luft, und zu seinem Erstaunen formte sich aus dem Nichts ein Lichtstrahl in seiner Hand, der sich zu einem Schwert verdichtete. Erschrocken wollte er loslassen, doch das Lichtschwert schien mit seiner Hand verwachsen zu sein, umgeben von einer hell leuchtenden Aura.

Ungläubig schloss Pali die Hand um das Griffstück. »Unmöglich... Wie ist das möglich?«, flüsterte er. Die Wärme des Schwerts durchdrang seine Angst und gab ihm einen Anflug von Mut.

»Wer bist du wirklich?«, forderte er die Gestalt heraus, das Schwert fest in seiner Hand, bereit, sich dem zu stellen, was auch immer diese verdrehte Realität noch für ihn bereithielt.

Ein kalter Schauer lief Pali vom Nacken über die Wirbelsäule bis in die Beine, obwohl er glühte. Sein ganzer Körper leuchtete ebenso hell wie

das Schwert, das er unerwartet geformt hatte. Kleine schwarze Käfer krabbelten über die Oberfläche der Wurmmasse, formten zwei Facettenaugen und ließen sich davor nieder. Ein weißer Bandwurm schlängelte sich hervor, wölbte sich unter den Käferaugen und bildete Lippen.

»Kleiner dummer Magier«, spottete das Wesen. Der Bandwurm bewegte sich im Rhythmus der Worte, offenbarte eine wurmartige Höhle, eine Parodie eines Mundes. Keine Zähne, nur eine Zunge – ein flacher, rot und aufgedunsener Blutegel.

»Du sollst nicht mit mir spielen. Gib einfach auf. Rette wenigstens dein sterbliches Leben.«

Als das Wesen lachte, erschütterte eine Art Erdbeben die graue Masse der Würmer. Pali handelte instinktiv. Er schwang den Arm, das Schwert blitzte auf, leuchtend und schneidend durch die Schwärze des Umhangs. Der Dämon zerbrach; der Umhang löste sich auf wie Nebel im Sonnenlicht, offenbarte den wimmelnden Rest des Wurmkörpers. Das Schwert halbierte den Dämon, doch sein Gelächter verstummte nicht. Die Würmer und Maden zerfielen in einen großen Haufen, der nun ohne Kontur oder Form war und zu Boden fiel.

Pali stach wiederholt auf die Überreste ein, konnte aber nur die Klinge mit Wurmresten beschmutzen. Das eigentliche Wesen des Dämons schien verschwunden. Nur noch Würmer und Maden, die sich in panischem Versuch in die Erde bohrten. Ein Vogel näherte sich bald, mit einem wachsamen Auge auf Pali, und begann, die Würmer zu picken.

In der Stille, die auf den Kampf folgte, stand Pali da, das leuchtende Schwert in der Hand, und versuchte zu begreifen, was geschehen war. War der Dämon wirklich besiegt? Oder war das nur eine weitere Täuschung? Er blickte auf die Stelle, wo der Dämon zuletzt gestanden hatte, und spürte, wie das Gewicht der Ungewissheit schwer auf seinen Schultern lastete.

Erst jetzt bemerkte Pali, wie sein ganzer Körper zitterte. Das leuchtende Licht, das ihn umgeben hatte, war verschwunden.

War das Magie gewesen? War er etwa ein...?

Er schüttelte den Kopf, um die verwirrenden Gedanken zu vertreiben. Sein Blick fiel auf den schrumpfenden Wurmhaufen, der ein glänzendes Objekt freigab. Vorsichtig bückte sich Pali und hob ein sechseckiges Amulett aus Silber auf. Auf der einen Seite war ein Turm eingraviert, auf der anderen ein halbkreisförmiges, ihm unbekanntes Zeichen. Das Amulett strahlte eine angenehme Wärme aus, und ohne zu zögern, steckte er es in seine Jackentasche.

Die verbleibenden Würmer jagten ihm keinen Schrecken mehr ein. Was auch immer ihn in den Bann gezogen hatte, es war verschwunden.

***** Ende der Leseprobe *****

Sie möchten weiterlesen?

»Palineas - Buch 1: Aufbruch« ist seit dem 01. Juli 2024 bei Amazon als Taschenbuch (ISBN 979-8-3299-3759-6) und E-Book erhältlich.

